

Teacher in Changchun





Pu Yi in Changchun. Pu Yi hieß der letzte Kaiser von China, der – noch ein Kind – nach der Revolution von 1911 zurücktreten musste. 1934 überredeten die Japaner ihn, unter ihrer Herrschaft Kaiser der Mandschurei zu werden – von Mandschukuo, wie sie sagten. Sie bauten ihm in Changchun einen Palast. – 1945 in Jalta bekamen die Russen die Vorzugsrechte in der Mandschurei zugesichert, sobald sie nach der Kapitulation der Deutschen Japan den Krieg erklärten. Später besetzten auch die Nationalchinesen das Land. Doch als 1949 unter Mao Zedong die chinesische Volksrepublik proklamiert wurde, gehörte die Mandschurei zu seinem Herrschaftsbereich, während sich die Nationalchinesen unter Tschiang Kai-schek noch im selben Jahr auf die Insel Formosa zurückzogen.

Changchun

Die Japaner legten breite Straßen an, die heute noch erweitert sind. Was erinnert an die Japaner? Die Studenten weisen auf die Häuser mit den schmalen Fenstern und hohen Treppenstufen hin. Über den „Marionetten-Palast“ und den „Kaiser“ Pu Yi, der dort seine Ahnen verehrte, über die Geschenke vom Tenno an diesen „Kaiser“, über Geschenke von Mussolini und über eine Photographie von Adolf Hitler lächeln sie, aber sie sprechen sonst nicht von dieser Zeit. Jedenfalls nicht bei meinem ersten Besuch in diesem Palast.



Die Universität im Frühling.

Das Historische Institut.



Changchun hat mehrere Universitäten. Eine davon trägt den Namen Northeast Normal University. Sie bildet einen Campus mitten in der Stadt zwischen Kiefern mit Sportplätzen für die Studierenden, mit einem kleinen See, bei dem sich tempelähnliche Gebäude erheben. Und der Zoologische Garten liegt auf der anderen Seite der viel befahrenen, sechsspurigen Straße.



Professor Wang Yaping.

Changchuns Northeast Normal University, die ursprünglich Lehrer ausbildete, wird seit Jahren erweitert. Immer noch werden alte Gebäude niedrigerissen, trockenen Staub aufwirbelnd, der sich mit dem Staub der Sandstürme mischt, und weiterhin werden neue Departments errichtet - auch für Vorderasien und Europa. So entstand neben der Abteilung für Alte – griechische, römische, ägyptische, sumerische, akkadische und mesopotamische – Geschichte, die das „Journal of Ancient Civilizations“ im 15. Jahrgang herausbringt, ein Zentrum für die europäische Geschichte des Mittelalters. Ich wusste von diesem Geschehen nichts, als ich von Professor Wang Yaping gebeten wurde, in Changchun zwei Monate lang täglich Vorlesungen und Seminare über Recht, Verfassung, Politik und Erziehung im Mittelalter Europas zu halten und sieben Postgraduierte bei ihren Arbeiten zu betreuen. Etwas zögernd, und erst als sich kein jüngerer Professor oder Dozent fand, sagte ich zu.

August Nitschke ■
Teacher in Changchun ■

reagieren junge Chinesinnen und junge Chinesen als Studenten der Geschichte auf ihre Vergangenheit, deren Großeltern und Eltern seit 1932 die Japaner, die Nationalchinesen, die Herrschaft Mao Zedongs - dessen "großen Sprung nach vorn" mit den schrecklichen Hungersnöten -, die Kulturrevolution und die Zeit nach der Kulturrevolution erlebt hatten? Die traditionellen chinesischen Formen der Veränderungen hatte ich in der zusammen mit Wirtschaftswissenschaftlern unserer Universität 1970 aufgebauten Abteilung für „Historische Verhaltensforschung“ früher untersucht und unsere Ergebnisse vor Jahren an verschiedenen Universitäten in Shanghai mit chinesischen Wissenschaftlern diskutiert. Jetzt wollte ich mehr über die Wirkungen des politischen Geschehens im 20. Jahrhundert erfahren. Konnte ich dies überhaupt? Freunde von mir, die - zum Teil als Sinologen - in China gearbeitet hatten, warnten mich: Studenten würden mit mir nicht diskutieren. (Ich hörte drollige Geschichten, wie geschickt Studenten Diskussionen mit Gastprofessoren zu vermeiden verstanden.) Ich dürfe sie auch nicht kritisieren; denn alle hätten Angst davor, ihr Gesicht zu verlieren. Ja, ich müsse damit rechnen, von den Studenten die historischen Ereignisse des Mittelalters eingebettet in marxistische Theorien serviert zu bekommen, die vielleicht nur von der Grausamkeit der Landbesitzer und Pächter und von dem Leiden der bäuerlichen Bevölkerung sprechen würden. Auch sei es gut, wenn ich nicht frei vortragen würde. Es müsse anhand meines Manuskriptes immer zu überprüfen sein,

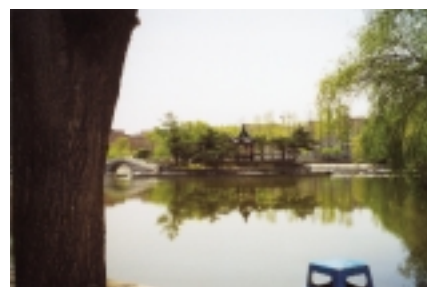
was ich gesagt habe, so dass man mir nicht später von politischer Seite Vorhaltungen machen könne. Dieser Vorschlag half mir wenig; denn ich spreche frei und ohne Manuskript. - Wer nicht so düster malte, hatte doch die Erfahrung gemacht, dass Chinesen die Gestalten der Vergangenheit gern als Vorbilder für das eigene Handeln sehen: „Auch für Studenten stehen Lehre, Moral und ‚message‘ immer noch im Zentrum der Erwartungen“ (Folker Reichert). - All das hörte ich und trat so etwas beklommen - wenn auch entschlossen, einen eigenen Weg einzuschlagen - die Reise an.

Die Studenten

Sicher, ich hatte den Studierenden zu helfen, sie wöchentlich Arbeiten schreiben zu lassen und diese jeweils schriftlich zu korrigieren. Dazu war ich ja aufgefordert worden. Doch ich wollte die Studenten auch kennen lernen, Studenten der Geschichte, die Englisch gelernt und die ihr erstes Examen bereits abgelegt hatten. Denn - ich war im letzten Weltkrieg zweieinhalb Jahre Soldat gewesen und nach dem Krieg hatte ich gehört, gesehen, wie deutsche Historiker als Studenten, als Lehrende und als Wissenschaftler auf die Ereignisse unter einer nationalsozialistischen Regierung zwischen 1933 und 1945 reagierten. Ich weiß, wie sich Themen und Fragestellungen bei den deutschen Historikern unter dem Eindruck dieser Erfahrungen seitdem änderten. Jetzt wollte ich auch wissen: Wie



Von der Universität zum Zoologischen Garten.



Die Bibliothek.

Im Universitätsgelände.

Kontroverse Diskussion

In der ersten Woche formulierte ich meinen sieben Studenten, die alle ein Examen abgelegt hatten und ihre Magister- oder Doktorarbeit vorbereiteten, nach der Vorlesung Fragen zu der Eigenart der verschiedenen, in der Spätantike bekannten Staatsformen, über die ich gesprochen hatte. Soweit sie wünschten, erhielten sie für einige dieser Verfassungen Texte, ins Englische übersetzt. Als ich die Arbeiten zwei Tage später las, war ich überrascht: Die meisten hatten mir diese Fragen nicht beantwortet. Statt dessen schilderten sie, welche Wirtschaftsformen die Ursache dafür waren, dass sich diese Staatsformen bildeten. Es war leicht zu erkennen – schon die Ähnlichkeit der Formulierungen wies darauf hin –, dass sie dies aus einem Buch abgeschrieben hatten. Ich protestierte: Sie hätten auf Fragen einzugehen und nicht Bücher abzuschreiben. Und wenn sie in Zukunft wieder meinen sollten, sie müssten sich nicht an die Quellen aus der Zeit, sondern an die Bücher über die Zeit halten, dann hätten sie diese Bücher korrekt zu zitieren, den Verfasser, den Titel und das Erscheinungsjahr zu nennen.

Sie reagierten freundlich, aber entschieden: Geschichte sei doch eine Wissenschaft. Und die Wissenschaft der Geschichte könne doch nicht Staatsformen beschreiben, ohne sie zu erklären. Und da sie meinten, erst durch die Erklärungen würde eine Wissenschaft zur Wissenschaft, und da sie meinen Texten keine Erklärungen hätten entnehmen können, hätten sie sich an die Bücher gehalten, die Erklärungen lieferten. In der Diskussion gestanden sie gern zu, dass sie die von ihnen zitierten Bücher nennen müssten – sie haben es allerdings auch später nie getan – und dass sich die Verfassungen, die wir behandelt hatten, nicht nur wirtschaftlich erklären ließen, aber sie beharrten doch darauf, dass die Geschichtswissenschaft erklären müsse.

Mir wurde deutlich: Diese Studenten wollten nicht ein bestimmtes Erklärungsmodell – etwa das marxistische – verteidigen, aber sie wollten so vorgehen wie – keineswegs nur, aber auch – die marxistischen Historiker: Sie wollten das historische Geschehen und die Gründe, die dieses Geschehen herbeiführten, sauber trennen, jedoch sie wollten sich nicht mit Beschreibungen und nicht mit moralischen Stellungnahmen zu dem Gesche-

hen begnügen. Sie wollten die Gründe für das Geschehen wissen.

Ich lernte daraus dreierlei. Ich musste meinen Studenten erst einmal klar machen, dass eine Gesellschaft der Vergangenheit ein so kompliziertes Gebilde ist, dass ein Historiker nicht für einen Tatbestand allein – etwa für die Staatsverfassungen in dieser Gesellschaft – nach Ursachen fragen darf. Er muss zuvor, und das geht nur durch sorgfältige Beschreibungen, die Verflochtenheit einer Gesellschaft erkennen, und zwar wie Recht, Verfassung, Wirtschaft, Erziehung, Kunst, Naturwissenschaft und Sitten miteinander verwoben sind. Erst danach lässt sich fragen, wie das Spezifische dieser Verflochtenheit zu erklären sei. Und: Ich musste meine Fragen so stellen, dass sie allein aus den Texten, die den Studenten vorlagen, zu beantworten waren. Außerdem hatte ich selber die von mir bereits ausgearbeiteten Vorlesungen und Seminare so abzuändern, dass ich den Wunsch der Studenten, Erklärungen zu bekommen, berücksichtigte. Dabei musste ich versuchen herauszubekommen, in welcher Weise sie selber – wenn sie nicht Bücher abschrieben – ein historisches Geschehen oder historische Strukturen erklärten.

Um ihnen einsichtig zu machen, wie die verschiedenen menschlichen Tätigkeiten innerhalb einer Gesellschaft aufeinander bezogen sind, wandte ich mich erst einmal an ihren Verstand. Wir besprachen juristische Texte, aus denen hervorging, dass die unterschiedlichen Strafen für Verbrechen jeweils auf eine andersartige Vorstellung von der menschlichen „Natur“ oder von der „Würde“ eines Menschen schließen ließen: In einer Zeit waren Strafen „human“, in einer anderen durch Vieh abzulösen, wieder in einer anderen als Körperstrafen zu ertragen. Und dies erlaubte jeweils Schlüsse auf die Gesellschaft. Das Reden über unterschiedliche Strafformen schien den Studenten am Anfang etwas weit von der politischen Geschichte entfernt und so blieben sie zurückhaltend. Als ich dann darauf hinwies, dass in jeder Gesellschaft, in der Physiker arbeiten, diese die Bewegungsantriebe jeweils auf andere Ursachen zurückführen, erwachte von vorneherein mehr Interesse. Bei einem Vergleich zwischen der europäischen Elementenlehre des 12. Jahrhunderts und der gleichzeitigen chinesischen Elementenlehre stellte sich allerdings heraus, dass meine Studenten ihre eigene tradi-

tionelle Naturwissenschaft nicht kannten. Sie informierten sich mit Hilfe des Internets. In China verwandeln sich die fünf „Elemente“ oder „Wirkweisen“ ineinander: Holz, zum Beispiel, wird zu Feuer. In Europa hat das Element Feuer einen in seinem Stoff liegenden Antrieb, der es dem Feuer ermöglicht, die drei anderen Elemente zu verändern und so Lebewesen zu erzeugen. – Die Studenten erwärmten sich offensichtlich an leicht kuriösen Einzelheiten, aber es gelang einigen von ihnen in unseren Diskussionen auch, bei gleichzeitigen politischen Handlungen die von den Naturwissenschaftlern geschilderten Antriebe wieder zu erkennen und so etwas auf Verwobenheiten in einer Gesellschaft zu achten.

Schwieriger wurde es, als ich ihnen klar zu machen versuchte, dass Gesellschaften auch ein spezifisches Körpergefühl haben. So ließ ich sie anhand von abgebildeten griechischen Statuen der klassischen Zeit die typisch griechische Körperhaltung nachstellen, mit einem Standbein und einem Spielbein, die so genannte kontrapostische Haltung. Das brachte ein gewandter, sportlicher, sehr sympathischer junger Student kaum fertig. Immer wieder wollte er mit leicht eingewinkelten Knien beide Füße gleichmäßig belasten. Doch als es ihm schließlich – bei heiterem Gelächter – gelang, wurde ihm, wurde allen Zuschauenden bewusst, dass diese griechisch-römische Beinstellung fast ein Verlangen danach hat, in Bewegung überzugehen, was bei der ausgeglichenen chinesischen nicht so spürbar ist. Als dann die schwebende Haltung Theodoras (6. Jahrhundert), die über sich hinausweisende Gestik des Utrechter Psalters (9. Jahrhundert), die auf

einen Partner bezogenen Gebärden des frühen 11. Jahrhunderts und die von den Schultern her sich entfaltende und die Gelenke nach außen drückende Bewegungsweise der Tänzer des späten 13. Jahrhunderts hinzukamen, begannen sie, selber Miniaturen jener Jahrhunderte unter diesem Aspekt zu betrachten und verstohlen ihnen noch fremde Körperhaltungen nachzumachen. Dabei konnten sie jetzt erläutern, dass das, was wir Körpergefühl nennen, gleichzeitig auf eine bevorstehende Ruhe oder auf den Fortgang einer Bewegung verweist – und somit auf eine Zukunft, in die der Körper hineingerät. Dieses Mal wurde in Diskussionen deutlicher, dass ähnliche Vorstellungen von der Zukunft auch gleichzeitige Strafformen und politische Handlungen beeinflussten.

Insgesamt brachte dies – und unser Zusammensein außerhalb des Unterrichts bei einem wöchentlichen, exzellenten „working dinner“ – eine Lockerung, so dass mir ihre eigenen Vorstellungen von der Geschichte bald sehr viel deutlicher wurden. So lernte ich, wie sie ein politisches Geschehen begründeten. Ich habe, was ich erfuhr, in Gesprächen mit anderen „teachers“ – mit Australiern, Griechen, Schweden, Amerikanern, Japanern und mit einem Herrn aus Sambia (eine Russin ging eigene Wege, Deutsche waren nicht da) – besprochen und korrigiert.

Traditionen und Charakteristiken

Doch ehe ich davon berichte, erst noch ein allgemeiner Eindruck: Uns allen fiel auf, dass den Studenten die Traditionen ihres eigenen Landes kaum bekannt waren und dass diese, soweit sie ihnen begegneten, von ihnen mit Skepsis betrachtet wurden. Sowohl die Tatsache, dass Hunderte (in einer Millionenstadt) in dem einzigen buddhistischen Tempel Buddha



Auf dem Weg zum „working dinner“.



Arie aus der Peking-Oper als Einlage beim „working dinner“.



Professor Gan Yuchen von der Kunstakademie.



Im buddhistischen Tempel.

– mit Stirn auf dem Boden eines gepflasterten Platzes – um Hilfe in Krankheit und Not baten, als auch die Sitte, dass Dreißig- und Vierzigjährige an einigen Tagen des Jahres Geld für die verstorbenen Ahnen an Straßenecken verbrannten, hielten meine Studenten schlicht für einen immer noch bestehenden Aberglauben. Von den Lehren ihrer großen Philosophen hatten sie nur eine sehr vage Vorstellung. Ich hatte den Eindruck, dass einige der Professoren da auch etwas unbekümmert waren. Sie behandelten die Lehren ihrer Philosophen wie Gebildete in Deutschland die Ethik des Christentums, die sie für sich nach eigenem Gutdünken zurechtformen.

Die chinesische Kalligraphie schrieben einige Studenten zwar wunderbar, doch die Gesetze der chinesischen Raumkonstruktion in traditioneller Landschaftsmalerei waren ihnen unbekannt. Über die früheren Gymnastikformen – etwa über T'ai Chi Ch'uan – lächelten die Studenten, die diese für eine Angelegenheit der alten Menschen und der Ausländer hielten. Es trennte sie ein tiefer Graben von der Kultur ihres eigenen Landes. So überraschend war das nicht, denn anhand der Tuschzeichnungen und der Bilder ihrer Maler lässt sich zeigen, dass die Trennung von den Überlieferungen bereits seit Anfang des 20. Jahrhunderts einsetzte. Sicher hat die Kulturrevolution, deren Anhänger ja Bücher verbrannten und Kunstgegenstände zerschlugen, diesen Vorgang beschleunigt. Was war geblieben? Einmal: der Wunsch, ihr Land möchte von anderen Ländern, etwa von den Ländern Europas, geachtet werden, dann: ein Stolz auf die Peking Oper – Studentinnen konnten mit den dazugehörigen Gesten eindrucksvoll lange Arien wiedergeben – und: eine Freude an Lyrik: Die Studentenzeitung veröffentlichte selbstgeschriebene Gedichte, übrigens liebevolle und sehr stolze Gebilde. Dies lässt sich auch positiv formulieren. Die jungen Menschen, besonders die jungen Frauen – das hatte ich Jahre zuvor anhand von einigen Tests auch in Shanghai beobachtet, und in Changchun bestätigten mir dies ähnliche Tests und die Gedichte der Studenten – waren überzeugt davon, bald in eine freudigere Welt zu geraten, die auch mehr Anerkennung brachte.

Nun zu den von den Studenten so geforderten Erklärungen der Geschichte. Wie erklärten sie selber diesen oder jenen Prozess? Vorweg: Sie suchten wirk-

lich zu erklären. Es fehlte somit der Umgang mit der Geschichte, den ich in Deutschland so oft beobachtete und beobachte, ein Umgang, bei dem Ereignisse oder Strukturen beschrieben werden, um diese dann – unter moralischen Aspekten – zu verurteilen: die Ausbeutung der Armen, die Unterdrückung der Frauen, die Verfolgung der Indianer, der Aborigines, der Juden, der Sklaven aus Schwarzafrika. So hatten die Kommunisten Geschichte geschrieben, aber das Interesse an dieser Vorgehensweise war – jedenfalls bei meinen Studenten – erloschen. Wenn sie urteilten, dann über Personen, deren Vorgehen ihnen ungeschickt schien.

Eine charakteristische Reaktion: Mit den Studenten las ich einen Brief, in dem Papst Gregor VII. sich bei einem Abt darüber beschwert, dass dieser einen Herzog in sein Kloster aufnehmen will. Was den Papst störte, war, dass der Herzog als Mönch den Armen, den Notleidenden, den Schlechtweggekommenen nicht mehr helfen konnte. Nach der Stunde kam ein Student zu mir: So stelle er sich Politik nicht vor. Ein Politiker sei doch kein Sozialarbeiter. Er solle Länder erobern. Soziale Bemühungen interessierten ihn, den Studenten, schlicht nicht.

Nun ihre eigenen Erklärungen: Auf welche gesellschaftlichen Gruppen achteten sie? Einer der Studenten auf die Völker. Er suchte die Ursachen für die persönlichen Aktivitäten und für den Verfassungswandel in den unterschiedlichen Volkscharakteren. So schrieb er den Deutschen zwei – miteinander manchmal in Konflikt stehende – Eigentümlichkeiten zu: einen Drang nach Freiheit und eine Neigung, auf die Umwelt zu achten. Den Freiheitsdrang fand er bei germanischen Stämmen (Arminius) und bei einzelnen Personen im Hohen Mittelalter (bei den Ministerialen). Bei Umwelt dachte er nicht an die Natur, sondern an das – allerdings leider meist schlechte – Sozialverhalten anderer Personen, an dem sich die Deutschen orientierten. So folgten die Ministerialen dem Verhalten der deutschen Fürsten, als diese ihren staufischen Kaisern nicht mehr die Treue hielten.

Ein anderer Student führte alles, was sich an „Erstaunlichem und Wunderbarem“ in der Geschichte ereignete, auf einzelne Personen zurück: auf Alexander, Cäsar, auf Karl und Otto den Großen, auf Kangxi, der auch noch Formosa eroberte, auf Peter den Großen und Napoleon. De-



Ausflug „auf's Land“: Ein Bauernhof, der Herd in der Küche.



ren Taten ließen die Weltgeschichte „kraftvoll und lebendig“ werden. „Wenn einige Historiker meinen, diese Männer seien Produkte ihrer Epochen oder ihrer Umgebung, dann verbergen sie deren Fähigkeiten.“ An Grausamkeiten nahm er keinen Anstoß: „Nur jene, die diese Männer beneiden, beschimpfen und verurteilen deren Grausamkeit.“ Die Antriebe lagen für ihn in den einzelnen Individuen. Die „Großen“ in der Geschichte etwa sind „scharfsinnig, intelligent, weitsichtig, bedacht, mutig, ehrgeizig und angriffsfreudig“. Sie haben zudem, was als Lob gemeint ist, „einen unbegrenzten Ehrgeiz“ wie der Franke Karl, der eine „Reihe von Kriegen“ begann, die der „Vergrößerung“ seines Reiches dienten.

Mehrere Studentinnen waren zudem misstrauisch gegen alle Personen, die in der Politik für eine Ethik oder für eine Gerechtigkeit eintraten. Sie freuten sich über Könige und Kaiser, die gegen diejenigen Personen vorgingen, die religiöse – etwa christliche – Lehren vertraten. Politik war auch für diese Studentinnen das Handeln der Menschen, die etwas er-

obern wollten. Wer das nicht einfach tat, sondern dabei zusätzlich moralisch argumentierte, genoss ihre Sympathie nicht.

Ich habe mit den anderen „Lehrern“ bei einem Ausflug „auf's Land“ darüber gesprochen, wie die Studenten zu so psychologischen Erklärungen, die zudem mit dem Anliegen der marxistischen Historiker nicht in Übereinstimmung zu bringen sind, gekommen sein mögen. Zuerst

Deutschland, die ihm folgten, nur auf Macht bedacht gewesen seien, und fühlten sich deswegen als deren Kinder und Enkel schuldig und verpflichtet, eine den sozialen Anliegen und der Moral untergeordnete Politik zu betreiben. Damit entstanden zwei verschiedenartige Haltungen. Diejenigen deutschen Historiker, die Politik und Moral miteinander zu verbinden suchten, versetzten sich selber über die, die sie verurteilten. Die chinesischen Historiker hingegen, die nach Erklärungen fragten, befanden sich auf einer Ebene mit den zu Untersuchenden und wollten beobachten und analysieren. – Zurück zu den chinesischen Studenten.

Wenn diese unsere Vermutung zutreffen sollte, dann hingen die Erklärungen historischen Geschehens mit den Erfahrungen ihrer Eltern und Großeltern zusammen: Denen – und zwar gerade den ehemaligen, von der Idee der Gerechtigkeit ergriffenen Kommunisten – hätte die Auseinandersetzung mit den Ereignissen der Kulturrevolution klar gemacht: Politiker handeln nicht ethischen Zielen zuliebe. Die Ziele der Politiker liegen vielmehr in ihren charakterbedingten persönlichen Antrieben. Unter diesem Aspekt sind die Erklärungen, die ich von meinen Studenten vorgetragen bekam, dann doch erstaunlich. Denn sie hatten sich nicht das naheliegende – von Jung Changs Vater benutzte – einfache Schema zu Eigen gemacht: Wer nicht für ethische Ziele in der Politik eintritt, der will nur persönliche Macht, sondern sie vertraten unterschiedliche Ansichten: Einige Studenten meinten, Politiker ließen sich vom Ehrgeiz und Aggressivität leiten und orientierten sich vorwiegend an der Außenpolitik. Andere meinten, Politiker strebten nach Freiheit – für ihre Gemeinschaft oder für ihre Person und Familie. Wieder andere nahmen an, Politiker wollten diejenigen bekämpfen, die heuchelnd von ihren moralischen Anliegen sprachen.

Zudem gewannen meine Studenten nach einem Monat ständigen Vergleichens zunehmend Freude daran, genetische Theorien zu entwerfen. So konnten sie meinen, die Beziehungen zwischen einer Gesellschaft und ihrer Umwelt wandle sich parallel zu den verschiedenen Lebensaltern eines Menschen, so dass die Männer und Frauen einer Gesellschaft ihre Umwelt erst auf kindliche, Jahrhunderte später auf jugendliche und am Ende auf erwachsene Weise aufnehmen. Jeder entwickelte da ein eigenes Konzept. Einig waren die Studenten sich

nur darin, dass Politiker darauf bedacht sind, aus einem in ihnen liegenden Antrieb eine Form des staatlichen Zusammenlebens gegen andere zu verteidigen und diese gegen den Wunsch der anderen Staaten auszudehnen. Damit unterschieden sich die Reaktionen dieser chinesischen Studenten auf die politischen Erfahrungen ihrer Eltern erheblich von den Reaktionen der gleichaltrigen Deutschen. Sie versetzten sich – etwas grob und vereinfachend gesagt – nicht in den Zustand moralischer Überlegenheit, um sich so für die Schuldigen und für die von den Schuldigen Unterdrückten zu interessieren. Sie wollten vielmehr Geschehenes und Zustandegekommenes erklären, und sie erklärten es aus den persönlichen Anlagen der daran beteiligten Personen, so wie sie auch die Handlungen der Handwerker, der Maler, der Ärzte aus deren Anlagen erklären konnten.

Sobald ich so meine Studenten etwas besser kannte, konnte ich mit ihnen weiter diskutieren: Wurden sie mit ihren an menschlichen historischen Charaktereigenschaften orientierten Erklärungen wirklich der Verflochtenheit einer Gesellschaft gerecht? Wurden nicht der Ehrgeiz und der Wunsch nach Freiheit von Gesellschaft zu Gesellschaft immer erneut modifiziert durch die sich wandelnden Zukunftserfahrungen dieser Gesellschaften? Dabei merkte ich: Ich musste die Äußerungen der Studenten noch etwas modifizieren: Dies sei nur mit ein paar Strichen skizziert. Das, was sie in der Politik für normal hielten – das Streben, den eigenen Einflussbereich auszudehnen –, bestimmte ihr persönliches Leben nicht. Weder veranlasste sie ihre Bindung an China, chinesische Traditionen hoch zu achten – sie fanden den amerikanischen Lebensstil oft viel reizvoller – noch waren sie der Meinung, dass sie selber die Regeln, die ihnen in der Politik angemessen schienen, auch im persönlichen Umgang für verbindlich halten müssten. Im Gegenteil: Je entschiedener sie Eroberer bewunderten, umso bescheidener und hilfsbereiter waren sie im Umgang miteinander. Sie hatten nicht einmal die Tendenz, der Wirtschaft und den finanziellen Gewinnchancen allzu viel Bedeutung beizumessen, weder bei ihren Berufsplänen noch beim Vergleich verschiedener Gesellschaftsformen. Die in Deutschland jetzt oft anzutreffende Neigung, die Gesellschaft aus wirtschaftlichen Aspekten zu beurteilen, konnte ich jedenfalls nicht beobachten.

dachte ich an einen Einfluss der Europäer, die sich am Anfang des 20. Jahrhunderts noch für „Realpolitik“ und „Imperialismus“ einsetzten. Doch dagegen sprach, dass sie von diesen kaum etwas gehört haben können, es sprach im Grunde alles dagegen. Dann überlegte ich, ob da sehr alte – mongolische – Traditionen wieder lebendig würden. Doch auch dafür gab es keinerlei Zeugnisse. Erst sehr spät merkte ich: Es könnte sein, dass die Studenten von einer Reaktion ihrer Eltern – und Großeltern – auf die Kulturrevolution beeinflusst wurden. So berichtet die Schriftstellerin Jung Chang, die 1952 zur Welt kam, in ihrem Buch „Wilde Schwäne“ von einer Diskussion zwischen ihren Eltern im Jahre 1967 – zwischen Eltern, die überzeugte und sehr leidenschaftliche Kommunisten und hohe Funktionäre in der Partei waren. In diesem Gespräch sagte ihr Vater: „Er wisse nun endlich, worum es in der Kulturrevolution in Wahrheit ginge, und mit dieser Entdeckung sei sein ganzes Weltbild eingestürzt. ... Die Kulturrevolution sei nichts anderes als ein blutiger Staatsstreich, um Maos persönliche Macht wiederherzustellen.“ Aus dieser Erkenntnis folgte, dass alle so moralisch klingenden Ziele wie „mehr Demokratisierung“ oder „mehr Mitspracherechte“ für das Volk nur vorgegeben waren, um Macht zu gewinnen. Bei diesem bisher gläubigen Kommunisten verlief der Wandel, schien mir aufgrund Jung Changs Bericht, umgekehrt wie bei vielen Deutschen nach 1945. Der Kommunist hatte angenommen, dass von ihm geachtete Politiker wie Mao für ethische und moralische Ziele tätig wurden und sah plötzlich, dass sie nur einem persönlichen Bedürfnis nach Macht folgten. Deutsche hingegen, die in einen ähnlichen Prozess gerieten, meinten, dass Hitler und diejenigen in



Im Supermarkt.



Tägliches Abendkonzert auf einer Hauptstraße.



Tanz am Abend auf der Hauptstraße.



Gesichtsmaske der Straßenfeger und während eines Sandsturms.

Weiter: Sie verbanden eine gewisse Beharrlichkeit mit einer freudigen Phantasie. Dafür zwei Beispiele: Die manchmal sogar etwas obstinate Beharrlichkeit fiel den Sprachlehrern auf. So konnte eine Studentin sich weigern, das englische Wort für „annehmen“, „accept“, korrekt auszusprechen. Ihr erster Lehrer hätte ihr gesagt, es müsse wie „öcept“ klingen und der Hinweis, dass kein Australier es so ausspräche, machte ihr wenig Eindruck. – Voller Phantasie entwarfen sie – ich erwähnte es bereits – Theorien zur genetischen Erklärung des Geschichtsablaufs. Der Mut zu phantasievollen Ausschmückungen bei Textinterpretationen verwunderte mich bis zum Schluss. Als meine Studenten anhand von drei Texten des 13. Jahrhunderts sagen sollten, wie unterschiedlich die Wahl des deutschen Königs beschrieben wurde, hat einer von diesen darauf verzichtet, die Texte wiederzugeben und sich statt dessen neue Wahlordnungen ausgedacht, die es nie gab, von denen auch kein Wort in den Quellen stand. Als ich protestierte, blieb er guter Dinge: Er hätte sich das halt so gedacht. Ich habe in meiner Ratlosigkeit schließlich versucht, ihnen bei gemeinsamen Übungen zu zeigen, wie die Phantasie eines Kriminalbeamten oder eines Detektivs arbeitet, um sie so wenigstens am Text zu halten.

So haben wir uns auf vielen Wegen gegen mancherlei Schwierigkeiten den Gesellschaften des Mittelalters in ihrer Vielgestaltigkeit und Komplexität genähert. Ich lernte dabei die Studenten in Changchun – und im Vergleich auch mich und meine Landsleute – besser kennen, deren Art der Beobachtung, deren Art der Argumentation, die Modelle, mit deren Hilfe sie ein politisches Geschehen erklärten. Ich merkte bald, dass sie in ihrem Denken so frei wie ihre Altersgenossen in Europa waren, doch dass sie die Geschichte unter etwas anderen Aspekten als die Historiker in Deutschland sahen: skeptisch gegenüber allen Versuchen, die Politik einer Moral oder den Geboten einer Religion zu unterwerfen, skeptisch gegenüber den Personen, die so argumentieren. Die politischen Erfahrungen, die ihre Eltern und Großeltern machten, mögen sie zu dieser Betrachtungsweise geführt haben.

Natürlich haben wir alle, die als „foreign experts“ an der Northeast Normal University Unterricht gaben, uns gefragt, woran sich diese Studenten, die kaum eine Chance haben, mit der Geschichte

der Antike und des europäischen Mittelalters eine Stellung zu finden, eigentlich orientierten. Warum nahmen sie die Mühe auf sich, dafür Latein und Griechisch zu lernen? Was gewannen sie, wenn sie die politischen Ereignisse in Europa ihren Landsleuten so erklärten?

Wir fanden zwei Antworten. Die erste: Diese Studenten lernen gern. Das mag nun wirklich eine Anlage sein. Vor allem lernen sie gern Sprachen. In der Zeit, in der ich da war, organisierten die Studenten von sich aus Sprachkurse in Deutsch und gewannen als Lehrer dafür einen ihrer Landsleute, der als Dolmetscher bei Audi-VW in Changchun arbeitete.

Und die zweite: Diese Studenten suchen sich unter den vielen, die sie unterrichten, einen als ihren Lehrer, als ihren „teacher“ aus. Für diesen sorgen sie. Sie reinigen sein „Office“. Sie bringen ihm heißes Teewasser, wenn er in der Frühe eintrifft. Sie reichen ihm stillschweigend, wenn er erkältet ist, während seiner Vorlesung Hustenbonbons oder ein Taschentuch. Und wenn sie ihn in der Stadt treffen, tragen sie alles, was er, gerade einkaufend, in Mappen oder Plastiktüten bei sich führt. Und sehen sie zufällig, dass er über die Straße gehen will, fassen sie ihn am Handgelenk und Oberarm und führen ihn. Denn ihr Lehrer soll nicht unter eines der – tatsächlich – tollkühn rücksichtslos fahrenden Autos kommen. Und wenn ihr „teacher“ sich mit dem Mittelalter beschäftigt, ist ihre Reaktion: „I will never forget what you have given us: the interest in medieval history.“

Doch sie erwarten auch dessen Rat. Ein Akademiestudent musste einen seiner Studenten, als dieser sich längst von der Hochschule gelöst hatte, bei einer Bewerbung drei Tage lang begleiten – zehn Stunden Bahnfahrt hin, zehn Stunden zurück –, nur um ihn abends nach dessen Bewerbungsgesprächen zu empfangen. Und beim Studium schon wollen



Mein Zimmer im Gästehaus.



Mein „office“ im Institut.

sie hören, was sie ändern müssen, bei der Themenwahl, bei der Behandlung des Stoffes und bei den Methoden, die sie verwenden. Sie beharren durchaus auf Selbständigkeit und akzeptieren keineswegs alles, aber sie wollen Stellungnahmen und eine gleichbleibende Freundlichkeit, die nie die Hoffnung aufgibt, dass der Student sich eines Tages so ändern wird, wie der Lehrer es erhofft: „In your eyes nobody is incorrigible.“ Sie sind nicht der Meinung, dass sie den Lehrer immer verstehen müssen, wenn er sie auf die Einseitigkeit ihrer Erklärungsversuche hinweist, aber sie wollen Respekt haben können vor ihrem „teacher“ und erwarten, dass er zu dem, an das er gebunden ist, steht und sich entsprechend verhält.

Muss ein „teacher“ die Universität verlassen, können sie ihm schreiben, dass sie ihn vermissen werden „wie die geliebtesten Eltern“ und ihm versprechen, „hart zu arbeiten“. Dann kann ein Student für seinen „teacher“ eine Kalligraphie malen mit alten chinesischen Sprüchen: „Ein Lehrer für den Tag – für das Leben ein Vater.“ Und darunter mag stehen: „Auch die allerschönste Sprache kann nicht ausdrücken, mit welchem Respekt wir Euch, unseren Lehrer, achten.“

Ich hätte auch gern Kalligraphien geschrieben.



Prof. Dr. phil. August Nitschke

Geboren 1926 in Hamburg, studierte nach seinem zweieinhalbjährigen Militärdienst in Göttingen und Mainz. Er arbeitete nach seiner Promotion seit 1950 am Leibnizkolleg in Tübingen, edierte dann bei einem dreijährigen Aufenthalt in Rom eine lateinische Chronik des 13. Jahrhunderts, habilitierte sich in Münster für Mittlere und Neuere Geschichte und wurde 1960 an die damalige Technische Hochschule in Stuttgart berufen. Dort leitete August Nitschke das Historische Institut und die Abteilung für Historische Verhaltensforschung am Institut für Sozialforschung. Seine Arbeitsgebiete waren Fragestellungen der Naturwissenschaftler, Kompositionen von Bildern und Erzählungen, Bewegungsweisen und die Geschichte der Wahrnehmung in Europa und – zusammen mit Wirtschaftswissenschaftlern – außerhalb Europas. Auf Einladung des Wissenschaftskollegs und des Zentrums für Interdisziplinäre Forschung arbeitete er jeweils ein Jahr in Berlin und Bielefeld. 1994 wurde Prof. Nitschke emeritiert.